

Marcel Weiher

Die Hüter der Siegel



Marcel Weiher



Die Hüter der Siegel



ROMAN
VAJONA



Die Hüter der Siegel



© 2025 VAJONA Verlag GmbH
Originalausgabe bei VAJONA Verlag GmbH

Druck und Verarbeitung:
FINIDR, s.r.o.
Lípová 1965
737 01 Český Těšín
Czech republic

Lektorat: Patricia Buchwald
Korrekturat: Aileen Dawe-Hennigs
Umschlaggestaltung: VAJONA Verlag GmbH unter
Verwendung von Motiven von 123rf
Satz: VAJONA Verlag GmbH, Oelsnitz unter Verwendung von
Motiven von rawpixel

VAJONA Verlag GmbH
Carl-Wilhelm-Koch-Str. 3
08606 Oelsnitz

ISBN: 978-3-9871834-9-2

Diese Geschichte sei all jenen angeraten, denen Abenteuerlust und Entdeckergeist gegeben ist. Tapferen Schildmaidens, ruchlosen Hexenmeistern und stolzen Drachenreiterinnen und Drachenreitern. All den Heldinnen und Helden, die bis tief in die Nacht in unzähligen Fantasiewelten lesen. Euch nenne ich meine Brüder und Schwestern und für euch ist dieses Werk entstanden.

Zudem möchte ich diese Zeilen nutzen, um mich bei den zahlreichen Menschen zu bedanken, die mir halfen, diese Geschichte zu vollenden. Allen voran Sophie Kascha, die mein umfangreiches Manuskript in allen Phasen der Entstehung, mit stoischer Gelassenheit und unerschütterlichem Tatendrang, begleitete.

Prolog

Brieochs Lehren, so beteuert es die Priesterschaft, seien der einzige Schutz vor der ewigen Verdammnis. Dennoch stützen nur wenige Beweise aus seiner Zeit die Behauptung dieser heiligen Männer.

Weder finden sich authentische Aufzeichnungen Brieochs unter den mannigfaltigen Schriften in den Archiven der Mutter Kirche im Herzen des Pentanons, noch gibt es Hinweise auf den Verbleib der sterblichen Überreste jenes sagenumwobenen Messias, der, wie die Heiligen Schriften berichten, beinahe im Alleingang die Mächte der Finsternis zurückgeschlagen haben soll.

Einzig das Fragment einer Kopie, geborgen aus den verstaubten Gewölben der Ruinen Longholms, auf einer Expedition in den eisverschneiten Ebenen der Umbrischen Tundra, gibt Einblick in die wahre Natur jenes Mannes und seines Handelns.

Wir schreiben das Jahr Zweiundachtzig des dritten Zeitalters. Auch wenn es mir möglich war, die Gunst einiger Skander zu erlangen, stehen mir die Häuptlinge der großen Stämme mit Argwohn gegenüber. Sie nennen mich Lügner und Täuscher. Die Versprechen, welche wir ihnen gaben, haben sie nicht vergessen. Ich hoffe, sie mit einer Machtdemonstration des Siegels unter einem Banner vereinen zu können. Stärke ist nach wie vor das Einzige, was diese Barbaren respektieren. Verstoßen von meinen Brüdern und Schwestern bleibt mir nichts anderes übrig, als mit Feuer und Schwert gegen das Herz der Finsternis zu ziehen, das

uns zu verschlingen droht.

Ich schreibe diese Zeilen nieder für den Fall meines
Scheiterns.

Die Welt steht am Abgrund, doch wir sind geblendet
von dem, was wir uns als Wahrheit erhoffen. Lass
ziehen, was Du zu wissen glaubtest, auf dass Deine
Augen Dich hinter die Fassade göttlicher Tugendhaftig-
keit blicken lassen.

Vierundzwanzigster Julmond
Brieoch Lokitan

**Aus der für ketzerisch erklärten Schrift
(Suche nach dem Ursprung)
von Farando von Meriglian**

Geheime Wunder

Der anbrechende Tag warf sein verwaschenes Zwielficht über die Wipfel des alten Bannwaldes, der sich mit seinen schattendunklen Hallen hölzerner Riesen bis in weit entfernte Königreiche erstreckte. Als die ersten Sonnenstrahlen den Nachtnebel gemächlich die Hänge hinab ins Tal schoben, erfüllte der Lärm des geschäftigen Treibens die Weingärten des nahen Klosters Sankt Horon. Emsig und geschwätzig, wie ein Volk surrender Bienen, gingen die Erntehelfer den Mönchen zur Hand, während sich in den Untiefen des dämmernden Forstes etwas Fremdartiges rührte. Eine seit Jahrhunderten verborgene Macht hatte erneut ihren Blick auf die Länder jenseits ihrer belaubten Grenzen gerichtet.

Es war der einundzwanzigste Ernting, der letzte Tag vor Yuramess, dem großen Fest der Kirche Brieochs. Ein Tag, um Buße zu tun für die Verfehlungen des vergangenen Jahres. Von den zahlreichen Freiwilligen beachtete niemand den Reisenden, der unweit der Weingärten seine Schritte verlangsamt. Der Staub auf seinen Stiefeln und dem Saum seines Überwurfs zeugte von einer langen Wanderschaft. Er hielt inne und beobachtete lächelnd das Treiben auf den Hängen. Wenn es noch Orte gab, an denen Menschen unbeschwert leben konnten, war seine Reise nicht vergebens.

Nach wenigen Augenblicken wandte er sich wieder dem Weg zu, immer darauf bedacht, nicht in die noch feuchtschlammigen Rinnen zu geraten, die etliche Fuhrwerke in dem lehmigen Boden

hinterlassen hatten. Sein Blick streifte das düstere Dickicht des Waldes. Die Geheimnisse darin waren ihm wohlbekannt, doch andere Sorgen führten ihn an die Schwelle des Klosters.

Indes schritt ein junger Novize, mit einem Bottich voller Wasser, gedankenversunken durch die Flure jenes altehrwürdigen Gemäuers. Auch er setzte vorsichtig abschätzend einen Fuß vor den anderen und versuchte lediglich, die schwarzen Fliesen des Bodenmosaiks zu betreten. Dass er seinen Pflichten nachging, musste nicht heißen, dass er keinen Spaß haben konnte. Mit dem Blick zielsuchend über den Rand des Bottiches gerichtet, machte er sich für den nächsten Schritt bereit.

»Gwin!«, gellte eine Stimme zu ihm herüber. »Was in Brieochs Namen treibst du wieder für einen Unfug?«

Erschrocken hielt er in seiner Bewegung inne und drehte sich langsam zu der Gestalt um, die sich ihm näherte. »Ich durchquere das Marschland«, erklärte er kleinlaut.

»Fünfzehn Jahre und noch immer den Kopf in den Wolken«, tadelte Bruder Tadeus und zeigte auf den Boden. »Sieh nur, was du mit deiner Träumerei angerichtet hast.«

Gwin schaute reumütig auf die Wasserlachen, die er überall hinterlassen hatte. »Ich wollte es doch nur dem grünen Ritter leichtun.«

Tadeus schüttelte missbilligend den Kopf. »Lässt dich Thamos wieder diese albernsten Märchen lesen?« Der Mönch verschränkte die Arme vor der Brust und ließ ein verächtliches Schnauben ertönen.

»Es ist nur ...«, begann Gwin, hielt dann jedoch inne. Was er auch sagte, es würde alles doch nur schlimmer machen.

»Schlag dir diese Albernheiten endlich aus dem Kopf und werde erwachsen.« Tadeus verpasste ihm einen Stoß in den Rücken und Gwin hastete davon. Dass er jetzt auch noch die Flure wischen müsste, hätte ihm gerade noch gefehlt. Es war besser, schleunigst zu verschwinden. Er lief hinüber zur Kapelle und machte sich daran, den Altar für die kommenden Feierlich-

keiten vorzubereiten. Mit routinierter Hand erledigte er diese Alltäglichkeit, so schnell er es vermochte.

Die Früchte harter Arbeit schmecken am süßesten. Diese Lebensweisheit des Abtes schoss Gwin durch den Kopf, als er die alten, abgewetzten Bürsten zurück in den Eimer warf und sein Werk begutachtete. Eine Aufgabe war erledigt, doch die nächste wartete bereits. Wenn er schon einmal hier war, konnte er auch seine tägliche Meditation durchführen. Gwin ließ sich vor dem marmornen Altar auf die Knie sinken und schloss die Augen. Mehrere Male atmete er tief ein, bevor er seine Aufmerksamkeit von seinem Inneren langsam auf das gesamte Kirchenschiff ausbreitete. Für die Länge einiger Herzschläge herrschte Stille, bis jähes Klopfen den Moment völligen Friedens zerschlug.

So viel zur Meditation, dachte Gwin und erhob sich.

Es klopfte ein weiteres Mal, bevor er die Tür erreichte und den Blick auf die schmalen Bänke freigeben konnte, die vor dem mit goldenen Beschlägen verzierten Hochaltar standen.

Unter den in Stein gehauenen Blicken der Schutzherren dieses Ortes stand ein hochgewachsener Mann.

»Lokitan zum Gruß!« Gwin trat einen Schritt zur Seite. »Kommt herein. Womit kann Euch geholfen werden?«

Der Fremde überschritt die Schwelle und warf die Kapuze seines Überwurfs zurück. Gwin schloss die Tür und begann, den Fremden neugierig wie ein Ästling zu umrunden. In dem unwirklichen Licht, das durch die bunten Scheiben in den langen Raum fiel, wirkte der Mann mit den honiggoldglänzenden Augen und den silbrigweißen Haaren, als wäre er soeben einem Heiligenbild entstieg. Genau wie jenem, das als zentraler Teil des Altars den Betrachter in seinen Bann schlug.

Der Fremde griff in die Tasche an seiner Seite und holte einen sorgsam gefalteten Brief hervor. »Mein Name ist Micha. Ich bringe Kunde für Bruder Thamos.«

Eine flüchtige Sekunde lang war es, als legte sich ein Schatten

über den Glanz seiner Augen, doch sein beständiges Lächeln strafte diesen Eindruck Lüge.

Gwin vollführte eine Geste, ihm zu folgen. »Dann schaffe ich Euch besser sofort zu meinem Meister.« Er holte den Bottich und eilte zu einer kleinen, schmucklosen Tür, die den meisten bei der Pracht dieses Ortes entgangen wäre. »Ich muss mich ohnehin noch in der Bibliothek nützlich machen«, fügte er hinzu. Sie verließen die Kapelle und Gwin lenkte seine Schritte durch eines der anliegenden Gebäude in Richtung der Bibliothek.

»Ich habe dich hoffentlich nicht bei deiner Arbeit unterbrochen?«, fragte Micha mit sanfter Stimme.

»Es ist nicht einmal richtige Arbeit.« Gwin entfuhr ein leises Stöhnen. »Bruder Thamos lässt mich täglich im Gebetsraum meditieren.«

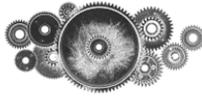
»Das scheint mir unüblich für einen Lokitaner. Solltest du nicht zu Bricoch beten?«

Ohne seinen Schritt zu verlangsamen, schaute Gwin verwundert über seine Schulter. Diese Frage war absurd, dennoch schien Micha sie ernst zu meinen.

»Auf die Idee, unsere Gebete auszulassen, sollte ich mal kommen. Das wäre für den Dekan Grund genug, mich bis in alle Ewigkeit die Flure des Klosters schrubben zu lassen.« Gwin verlagerte das Gewicht des Wassereimers ein wenig, um einen besseren Halt zu bekommen. »Die Meditationen machen nur Bruder Thamos und ich. Bruder Silfur hat es einmal versucht. Er fand aber, es sei nichts für ihn.«

»Und weshalb verlangt Thamos das wohl von dir?«

Gwin zuckte mit den Schultern und schritt weiter den mit Steinplatten gepflasterten Gang hinunter. Als würde irgendjemand es für nötig halten, ihm zu erklären, warum er dies oder jenes tun sollte. »Er sagt nur, dass es nichts gibt, was einem gefestigten Geist zu widerstehen vermag.«



Damit Bruder Thamos mit seinem Gast ungestört würde reden können, wurde Gwin, zu seiner Überraschung, von weiteren Pflichten entbunden. Im Grunde hatte er sich längst mit der erbarmungslosen Übermacht an Obliegenheiten abgefunden, die ihn daran hinderten, zu tun und zu lassen, was ihm in den Sinn kam. Dennoch hatte er versucht, so gut es ging, mehrere Dinge gleichzeitig zu erledigen. Natürlich ließ man ihn nicht vom Haken und kommandierte ihn nur umso mehr herum. Jetzt aber stürzte er sich, mehrere Stufen auf einmal nehmend, die Treppen hinunter und durch die Seitenpforte hinaus auf den Hof. Dabei hätte er beinahe Bruder Ignatius angerempelt, der einen schwankenden Stapel Bienenwachskerzen hinüber zum Kapitelsaal balancierte. Eine Entschuldigung auf den Lippen, hastete Gwin, begleitet von wilden Verwünschungen, über den Hof in Richtung des schmalen Pfades, der vom Kloster bis zu den Weingärten führte.

Endlich konnte er sich an der Weinlese beteiligen. Es war nicht so, dass er die Arbeit in der Bibliothek nicht gern verrichtete. Im Grunde war es die beste Tätigkeit, die man ihm geben konnte. Ein Tag wie dieser war allerdings etwas Besonderes für einen Jungen, der als einziger Heranwachsender unter Mönchen aufwuchs. Mit vier Jahren war Gwin als jüngstes Kind einer fünfköpfigen Familie aus ärmlichsten Verhältnissen in dieses Kloster gegeben worden. An die Zeit davor konnte er sich nicht erinnern. Bruder Thamos war für ihn von Beginn an wie ein Vater. Der alte Mönch hatte ihn das Lesen, Schreiben, Rechnen und viele weitere Dinge gelehrt. Dies machte ihn zu einem wichtigen Helfer in dessen Bibliothek, die man mit Fug und Recht als größte Ansammlung seltener Schriften in ganz Sandern bezeichnen konnte.

Dort gab es stets etwas, das Gwin erledigen musste. Der Staub war einer seiner hartnäckigsten Feinde und hoch oben auf den

Regalen tobten die Schlachten gegen seinen Widersacher am verbissensten. Beharrlich legte dieser sich auf die kostbaren Pergamente und nur mit größter Vorsicht war ihm dort beizukommen.

Diese Schriften waren für ihn wiederum mehr als Worte und Gedanken längst vergangener Menschen. Er folgte ihnen an Orte weit außerhalb des Klosters, die für ihn selbst unerreichbar waren.

Nun aber war er auf der Suche nach seinem Freund, dem Fischerssohn Fielon. Der kam am Ende jeder Woche, um Fisch zu liefern. Heute jedoch war er, wie so viele der Leute aus den umliegenden Siedlungen, als Erntehelfer hier. Ein Umstand, den Gwin keinesfalls ungenutzt lassen wollte.

Nach kurzer Suche fand er den Jungen mit den braunen, schulterlangen Haaren, der ihn gern damit aufzog, dass er, mit einem halben Sommer Unterschied, der Ältere von ihnen war. Fielon stand neben einem großen Korb aus Weidenzweigen, der bereits bessere Tage gesehen hatte, und pflückte Trauben von den Rebstöcken, die selbst den in die Höhe geschossenen Jungen noch überragten.

Als er näherkam, schaute Fielon ihn an und grinste ihm breit entgegen. »Ich dachte schon, du kommst nicht mehr.«

Gwin beugte sich über den Korb seines Freundes. Der Wind spielte in seinen kurzen Haaren und trug ihm den Duft der Ernte entgegen. »Ich kann dich doch nicht mit den Trauben allein lassen. Sonst bleibt am Ende nichts übrig.« Gwin griff in den Korb, nahm eine heraus, steckte sie sich in den Mund und kaute zufrieden.

»Du glaubst, ich hätte mich an den Früchten vergriffen?« In gespielter Entrüstung drehte sich Fielon um und widmete sich ganz den Rebstöcken.

»Dann liegt es wohl daran, dass du dich Hals über Kopf in die Arbeit geworfen hast«, spöttelte Gwin. »Ich meine, wie sonst erklärst du dir den Traubensaft an deinem Kinn?«

»Stimmt genau, ich habe mich in meine Arbeit vertieft. Ich bin ja nicht zum Vergnügen hier.« Fielon versuchte, ein erhabenes

Gesicht zu machen, brach jedoch in schallendes Gelächter aus. Er wischte sich das Kinn an seinem Ärmel ab, der bereits von mehreren solcher Flecken behaftet war, und machte sich wieder an die Arbeit. Während sich die Freunde unterhielten und ihr Tagwerk verrichteten, vergingen die Stunden wie im Fluge. Der Tag näherte sich dem Ende und die Sonne sank dem Horizont entgegen.



Thamos stand am Fenster und starrte durch die sorgsam geputzten Butzenglasscheiben auf den Hof. Er achtete nicht sonderlich auf das ausgelassene Treiben der Feiernden, die nach getaner Arbeit an langen Tischen beisammensaßen. Sein Blick verlor sich stattdessen im Nirgendwo.

»Du bist dir zweifelsfrei sicher, dass die Kirche dahintersteckt?«, fragte er und zerriss damit die Stille, die sich noch vor wenigen Augenblicken wie ein Leichentuch über ihnen ausgebreitet hatte.

»Du weißt, wie unnötig diese Frage ist.«

»Es muss eine andere Erklärung geben.« Selbst nach allem, was er vernommen hatte, konnte Thamos nicht glauben, worauf all das hinauslief.

Michas Stimme wurde nachdrücklicher und verlor dennoch nichts von ihrem melodischen Charme. »Den Bruch des Siegels habe ich deutlich vernommen. Das Übel, welches daraus hervorging, spürte ich in meinem tiefsten Inneren.«

»So etwas ist nie zuvor geschehen. Wie kannst du dir sicher sein?«

»Ich habe die Toten in Keraton gesehen und musste mit anschauen, wie sich diese Heimsuchung als eine Seuche über das Land legte.« Micha gesellte sich zu Thamos ans Fenster. »All das nahm im Pentanon seinen Anfang. Wir kennen die Gründe dafür nicht, deshalb bleibt der Pakt bestehen. Der Rat wagt es ohnehin

nicht, zu den Waffen zu greifen. Die Konsequenzen wären zu gewaltig.«

Thamos wandte sich mit müdem Blick seinem Freund zu. »Ich hatte Gerüchte gehört. Vielleicht wollte ich das Offensichtliche nicht sehen. Uns war bewusst, dass der Tag kommen würde, an dem ein Hüter scheitert. Was bleibt mir zu tun?«

»Das weißt du selbst am besten. Dein Siegel ist schwach. Es reicht nicht mehr, sich zu verbergen. Du musst es reinigen und auf einen neuen Hüter übergehen lassen. Ist dein Schüler auf das vorbereitet, was von ihm erwartet wird?«

Thamos fühlte sich ausgezehrt; die vielen Jahre seines Lebens lasteten schwer auf seinen Schultern. Er blickte aus dem Fenster zu dem blondschopfigen Novizen, der mit den Mönchen und ihren fleißigen Helfern den Abend vor dem großen Fest genoss. Trauer lag in seiner Stimme, als er antwortete: »Ich habe den Jungen noch nicht in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht. Nachdem mein unbedachtes Handeln mir Malwen genommen hatte, wollte ich mir mehr Zeit damit lassen. Nie wieder sollte so ein naseweiser Bengel mit solchen Mächten in Berührung geraten.«

»Uns bleibt keine Zeit! Die Gesandten des Heiligen Stuhls sind dieser Tage allgegenwärtig. Du solltest die letzten Vorbereitungen für die Reise nach Sil'kalla treffen.« Micha legte Thamos bekräftigend die Hand auf die Schulter. »Ich werde dich wieder verlassen müssen. Es gibt für mich noch vieles zu erledigen.«

»Wenn es in meiner Macht steht, wird es geschehen. Ich hoffe nur, Gwin kann mir verzeihen.« Thamos sah wieder zum Fenster hinaus und ließ seinen Blick in den Abendhimmel schweifen, der von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne in tiefes Rot getaucht wurde. Nur beiläufig bemerkte er, wie sich hinter ihm die Tür öffnete und wieder schloss. Sein Freund war gegangen und hatte ihn mit seinen düsteren Gedanken allein gelassen. Die Stille seiner Bibliothek umfing ihn und er wünschte sich im Moment

keine andere Gesellschaft als die seiner Bücher und Manuskripte. Vieles hatte er erfahren, über das er nachdenken wollte.



Der Morgen dämmerte klar und hell. Die Sonne ging gerade auf und ihre wohlige Wärme schien auf Gwin herab, als er verschlafen über den Hof zu den Regentonnen stapfte.

Die Ausschweifungen des gestrigen Abends hatten erst spät ein Ende gefunden und er hätte am liebsten weitergeschlafen. Leider schien Bruder Ignatius diesen Gedanken nicht mit ihm zu teilen, was er mit dem eindringlichen Klopfen an der Tür seiner Kammer nur allzu deutlich zum Ausdruck brachte.

Von jenen Helfern, die im Kloster genächtigt hatten, wuschen sich etliche an den Tonnen vor den Stallungen den Schlaf aus den Augen. Gwin war erleichtert, dass es ihnen ebenso erging wie ihm, doch es gab eine eiserne Regel in Sankt Horon. Kein Frühstück für jene, die nicht rechtzeitig zur Andacht erschienen. Daher versuchte auch er, sich die Müdigkeit mit dem kalten Nass der gut gefüllten Bottiche zu vertreiben.

Kurz darauf war er bereit, es mit den langen und monotonen Predigten des Dekans aufzunehmen.

Die Kapelle, die sonst nur von den Mönchen genutzt wurde, war gut gefüllt und es dauerte, bis er Fielon unter all den Leuten ausfindig machte.

»Du siehst noch verschlafener aus, als ich mich fühle«, sagte er und gesellte sich zu seinem Freund. »Wann hast du dich schlafen gelegt?«

»Von Schlafen kann keine Rede sein«, erwiderte Fielon. »Der dicke Rato hat so laut geschnarcht, dass ich mich gewundert habe, warum die Scheune nicht zusammengebrochen ist.«

Ohne einen Gedanken an Nachsicht zu vergeuden, wollte Gwin seinem Freund mit unverhohlenem Spott sein Mitleid

kundtun, als Dekan Celeran ihn ansprach: »Kannst du mir sagen, weshalb Bruder Thamos nicht erschienen ist?«

»Nein«, antwortete Gwin. »Soll ich nach ihm sehen?«

Der hagere Priester nickte ungehalten. »Gewiss, und spute dich. Ich werde nicht mit der Andacht warten.« Mit seiner krummen Nase und dem grauen Haarkranz sah er aus wie ein Geier, der nach Futter pickte. Zwar kannte Gwin diese Tiere nur von Abbildungen in Büchern, dennoch erschien ihm der Vergleich ungemein passend. Celeran wandte sich derweil von den beiden ab und ging zum Altar.

Während Gwin sich an den Leuten vorbei zum Ausgang zwängte, kehrte in der Kirche Ruhe ein. Dass Bruder Thamos zu spät zur Andacht erschien, war ungewöhnlich. Gwin grübelte, ob der Besucher von gestern etwas damit zu schaffen haben könnte. Kaum war Gwin durch die Pforte getreten, atmete er tief durch und genoss die frische Luft. Selbst ein so großer Raum wie die Kapelle war kein Ort für eine empfindliche Nase, wenn man ihn mit Menschen füllte, die tags zuvor in den Weinbergen geschuftet und danach eine Nacht durchgezecht hatten.

Gwin beeilte sich und hastete durch die leeren Flure des Klosters. Als er sich der Bibliothek näherte, vernahm er gedämpfte Stimmen. Unweigerlich wurde er langsamer und tastete sich über den alten Dielenboden voran. Er drückte sich neugierig an die Tür und versuchte, etwas von dem zu erhaschen, was da gesprochen wurde. Obwohl sie einen Spalt weit offen stand, drangen nur unverständliche Laute zu ihm auf den Flur. Dass Thamos mit jemandem flüsterte, war eine weitere Sache, die nicht zu seinem Mentor passen wollte.

Gwin klopfte und wartete, was geschah. Durch den Türspalt waren einige hastige Bewegungen zu erahnen, bevor ein gehetztes »Herein!« ertönte.

Gwin trat ein und ließ seinen Blick durch das Zimmer schweifen. Zu seiner Verwunderung waren außer Bruder Thamos und ihm keine weiteren Personen im Raum.

»Gwin, was in aller Engel Namen machst du hier?«

»Ich wurde geschickt, um nach Euch zu sehen. Die Andacht hat begonnen.« Aufmerksam schritt er durch den Raum und versuchte unauffällig, jede Nische einzusehen.

»Da habe ich wohl tatsächlich die Zeit aus den Augen verloren. Allerdings gibt es hier noch einiges zu erledigen und das duldet keinen Aufschub.«

»Lasst mich helfen.«

»Nein, du solltest den Dekan nicht auch noch verärgern. Ich brauche deine Hilfe früh genug. Nun fort mit dir, sonst ist die Predigt vorüber und du weißt, was das bedeutet.«



Gemeinsam mit den Mönchen und ihren Gästen saßen Gwin und Fielon am reichhaltig gedeckten Frühstückstisch.

»Und du sagst, er hat mit einem Geist gesprochen?«, fragte Fielon.

»Nein, keine Geister. Aber er hat sich eindeutig mit jemandem unterhalten und der war nicht mehr im Zimmer, als ich hineinging.«

»Wir sprechen über das Zimmer, in dem der Unbekannte sich nicht verstecken konnte und aus dem es keinen weiteren Ausgang gibt?«, bohrte Fielon nach.

»Du glaubst mir nicht, oder?«

»Ist das so offensichtlich?«

»Es ist mir ernst.« Die gleichgültige Art seines Freundes verärgerte Gwin. »Ich kann mir das nicht erklären.«

»Mir auch!« Fielon leckte sich beiläufig Marmelade von den Fingern. »Entweder hat Thamos mit einem Geist gesprochen oder er bekommt Flausen im Kopf. Der alte Müller, also der Großvater vom dicken Rato, hat auch nicht mehr alle Nadeln an der Tanne. Der steht schonmal halb nackt auf dem Dorfplatz und brabbelt wirres Zeug.«

»Bruder Thamos ist doch nicht verrückt«, erwiderte Gwin. Verstohlen schaute er sich nach allen Seiten um. Es mochte ihm Unbehagen bereiten, etwas Unrechtes zu tun, doch er wusste nur zu gut, wie es sich anfühlte, als Strafe für die ein oder andere Verfehlung mit hungrigem Magen die Zeit bis zum Mittag überstehen zu müssen. Gwin wickelte Brot, Käse und ein Stück der groben Fleischwurst in ein Tuch und ließ alles unter seiner Kutte verschwinden.

»Was machst du da eigentlich?«, wollte Fielon wissen.

»Sei still!«, fuhr ihn Gwin erschrocken an. Mit wild schlagendem Herzen blickte er sich erneut um, doch weder die Mönche noch ihre schwatzenden Tischgäste nahmen Notiz von ihm. »Ich will Bruder Thamos etwas zu essen bringen.«

»Du weißt, dass du damit gegen die Regeln verstößt?«

Gwin antwortete nicht darauf, sondern warf seinem Freund lediglich einen bösen Blick zu. Er erhob sich langsam und hoffte inständig, weiterhin unbehelligt zu bleiben.

Fielon folgte auf dem Fuß. Ein verschmitztes Grinsen umspielte seine Lippen. »Das hätte ich dir gar nicht zugetraut. Was hältst du davon, wenn ich dich demnächst zum Äpfel stehlen mitnehme?«

»Mach du nur deine Späße«, erwiderte Gwin bissig.

Um möglichst niemandem aufzufallen, schlugen sie den Weg durch die Klostergärten ein, als Fielon etwas bemerkte. »Da brat mir einer einen Storch. Ist das nicht Thamos?«

»Wo?«, fragte Gwin. Er nestelte dabei an seiner Kutte, um das Essen zu verstauen.

Fielon zeigte zu einer kleinen Pforte in der Mauer, durch welche die Ziegen vom Klostergelände hinaus auf die Wiesen getrieben wurden. »Wenigstens ist er bekleidet.«

»Was er wohl da draußen macht?«, murmelte Gwin.

»Finden wir es heraus!« Fielon nahm die Beine in die Hand und lief zur Pforte. Gwin folgte ihm mit weitaus weniger Enthusias-

mus. »Er geht in Richtung Wald«, bemerkte Fielon. »Den holen wir in Windeseile ein.«

Gwin wich erschrocken einen Schritt zurück. »Ich darf hier nicht einfach weg.«

»Du darfst auch kein Essen beim Frühstück stehlen. Also, komm jetzt. Du willst doch auch wissen, was hier vor sich geht. Oder etwa nicht?«

»Ja, natürlich.« Verlegen senkte Gwin den Blick und starrte auf den Boden. »Aber dann wird er fragen, weshalb ich mich außerhalb des Klosters befinde.«

»Sei nicht solch ein Angsthase, wir folgen ihm unauffällig.« Fielon rieb sich aufgeregt die Hände, ehe er kurzentschlossen durch die Pforte verschwand.

Gwin folgte ihm widerwillig. Er hätte es niemals zugegeben, doch es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis er sich nicht mehr den Kopf darüber zerbrach, was geschehen mochte, wenn man ihn hier draußen erwischte. Erst als Fielon, der vorauseilte, den Saum des alten Forstes erreichte und ihn verschwörerisch zu sich winkte, wurde ihm bewusst, dass er unlängst die schützenden Mauern des Klosters hinter sich gelassen hatte.

Das Gefühl von Freiheit, das dieses selbstbestimmte Handeln und der damit einhergehende Regelverstoß mit sich brachten, war überwältigend. Er spürte den Wind auf der Haut wie nie zuvor. Mit ihm kam der Duft grenzenloser Weiten.

Mit jedem Schritt, den sich Gwin dem vor ihm aufragenden Wald näherte, löste sich seine Anspannung. Der letzte Tau war längst unter den unerbittlichen Strahlen der aufsteigenden Sonne verdunstet und die trockenen Gräser kitzelten seine Füße.

»Komm endlich«, hörte er Fielon, der sich hinter einem breiten Baum vor den Blicken des alten Mönches verbarg, mit gedämpfter Stimme rufen. »Wir verlieren noch den Anschluss.«

Gwin schloss schnell auf und genoss die Kühle des schattenspendenden Blätterdaches, das sich hoch über ihnen ausbreitete. Gemeinsam folgten sie Bruder Thamos, der unbeirrt tiefer in den

Wald vordrang. Vorsichtig schlichen sie durch die Prozession der stummen, hölzernen Wächter. Mitunter geriet Thamos aus ihrem Sichtfeld, doch sie hüteten sich davor, ihm zu nahezukommen.

Nachdem die beiden dem Alten einige Zeit gefolgt waren, schien Fielon den Spaß an dieser Jagd verloren zu haben. »Wo will er denn hin?«, maulte er leise. »Wir sollten überhaupt nicht hier sein. Niemand, der noch bei Verstand ist, geht so tief in den Wald.«

»Woher soll ich das denn wissen?«, erwiderte Gwin.

Fielon verzog unzufrieden das Gesicht. »Vielleicht ist Thamos doch verrückt und wir kommen nie irgendwo an.«

»Du wolltest unbedingt, dass wir ihm folgen, also hör auf, zu jammern.«

»Bei Briecochs Gnade. Ich wollte wissen, was er tut, und nicht von wilden Biestern gefressen werden. Du kennst die Geschichten, die man sich erzählt. Wie weit sollen wir ihm also noch hinterherlaufen?«

»Sei still! Er ist stehen geblieben.« Gwin zeigte voraus.

Inmitten eines gleißenden Lichtstrahls, der ungehindert durch das Blätterdach des Waldes brach, stand Thamos auf einer winzigen Lichtung. Fielon und Gwin schlichen sich vorsichtig dichter heran. Einen Steinwurf entfernt, fanden sie Schutz hinter dem Erdschild eines entwurzelten Baumes. Bis zum Hals im dichten Farn verborgen, lugten sie zwischen den Wurzeln des umgestürzten Riesen hindurch.

Thamos stand regungslos inmitten eines Meeres aus Blumen, deren Duft und Farbenpracht ihre Sinne betörte. Eine leichte Brise wehte durch die Äste, das Rascheln der Blätter mischte sich in das Gurgeln eines nahen Bachlaufs.

Einige Augenblicke vergingen, bis ein Säuseln im Wind Gwins Aufmerksamkeit erregte. Schnell schwoll das Geräusch zu einem sanften Rauschen unzähliger, samtener Flügel an, die winzige Gestalten aus den Tiefen des Waldes herantrugen. In einem turbulenten Reigen umkreisten die kleinen Wesen, getragen von

ihren bunten Flügeln, die Lichtung. Gwin blickte zu Fielon, der mit offenem Mund dem Tanz der Feen folgte. Es war genau wie in den Geschichten beschrieben, die Gwin so gern las. Jene Märchengestalten, von denen man kleinen Kindern erzählte, waren hier vor ihnen in Erscheinung getreten. Sie hörten das Lachen des Mönches, als dieser sie freundlich begrüßte. Ungläubig beobachtete Gwin, wie sich einige Rehe, angeführt von einem stattlichen Hirsch, der Lichtung näherten. Weitere Tiere des Waldes gesellten sich zu dem bunten Treiben, als wollten sie das kommende Ereignis ganz aus der Nähe betrachten. Sie scharrten sich um Thamos, der inmitten der Blumen stand und auf etwas oder jemanden zu warten schien.

Majestätisch wie der König der Wälder hob der Hirsch sein stolzes Haupt. Unter seinem fanfarengleichen Röhren öffneten die Versammelten eine Gasse und eine junge Frau betrat die Wiese. Bedächtig setzte sie einen Fuß vor den anderen. Ihr Blick war einzig auf den Mönch gerichtet. In ihren Haaren blühten Blumen, die nicht hineingeflochten waren, sondern daraus hervorstühten. Gespinstdünne Stoffe umwehten ihren feingliedrigen Körper und schmiegt sich sanft an ihre wiegenden Rundungen.

Der Klang ihrer Stimme war zeitlos, wie das Kommen und Gehen von Tag und Nacht. »Sei mir gegrüßt, Hüter. Es freut mich, dich wieder in meinem Reich willkommen zu heißen. Ich hoffe, du konntest mir vergeben, was ich deinem Schüler angetan habe.«

Thamos schüttelte den Kopf. »Vergesst den alten Hader. Mir tut es leid, wie wir uns getrennt haben. Ich hätte Euch nicht die Schuld geben dürfen. Es war eine Narretei zu glauben, dass er schon bereit sei, die Wahrheit über die Welt zu erfahren.«

»Gräme dich nicht. Die Bürde, welche du für uns auf dich genommen hast, wiegt schwer, daher freut es mich, dass wir dir helfen können, deine Aufgabe zu Ende zu bringen.« Sie winkte zwei kleine Männer heran, die hinter ihr die Lichtung betreten

hatten. Moosbewachsene Filzhüte mit ausladender Krempe bedeckten ihre Köpfe, die zotteligen Bärte ihrer runden Gesichter reichten bis über ihre Gürtel hinab. Einer von ihnen trug eine steinerne Schale, der andere einen Zweig mit Blüten von dunkelroter Farbe. Gemeinsam schritten sie auf Thamos zu.

Der Mönch nahm den Zweig entgegen und stach sich mit dessen Dornen in den Finger. Die Blutstropfen fingen sie sorgfältig auf und zogen sich nach einer tiefen Verbeugung zurück.

»Ihr habt, was Ihr braucht?«, fragte Thamos.

»Alles, was wir von dir benötigen, Hüter. Wir werden nach dir schicken, wenn die Zeit reif ist.«



Thamos und auch die Wesen waren längst von der Lichtung verschwunden, als die beiden Jungen es wagten, ihr Versteck zu verlassen.

»Ich glaube nicht, was ich gerade gesehen habe«, sagte Fielon, betrat die Lichtung und schirmte seine Augen vor den Sonnenstrahlen ab. »Das kann nur ein Traum gewesen sein.«

»Dann habe ich aber dasselbe geträumt«, antwortete Gwin, während er seinem Freund folgte.

Fielon verließ die Lichtung und watete, neugierig suchend und mit großen Schritten, durch die umstehenden Farne. »Bei Brieochs Gnade, das waren Feen. Richtige, echte Feen.«

»Und Zwerge«, fügte Gwin hinzu. Er hatte sich so oft in den Geschichten jener Wesen verloren und doch konnte er es kaum fassen, sie leibhaftig erblickt zu haben.

Fielon drehte sich zu ihm um. »Ich dachte, das wären alles nur Fantasiegeschichten.«

»Bruder Thamos sagt immer, in allen Geschichten steckt ein Funke Wahrheit. Selbst in jenen, die uns wunderbar erscheinen.«

»Was machen wir denn jetzt?« Fielon war sichtlich aufgeregt, jedoch wusste Gwin nicht, worauf sein Freund anspielte.

»Ich weiß es nicht, aber wir haben noch einen langen Rückweg vor uns.«

»Du willst gehen?«, fragte Fielon überrascht. Er bückte sich nach einem kleinen Stein und warf ihn ins dichte Unterholz. Aufgeschreckt schoss ein Hase tiefer in den Wald davon. »Diese Wesen entführen Kinder. Vielleicht können wir sie retten. Dann wären wir Helden.«

»Wer erzählt denn solch einen Unfug?«

»Das weiß doch jeder«, prustete Fielon.

»Ich gehe jedenfalls zurück.« Gwin machte kehrt und verließ die Lichtung in entgegengesetzter Richtung. »Wir verpassen noch das Fest. Außerdem bekomme ich langsam wieder Hunger.«

»Nur gut«, sagte Fielon, der ihm folgte, »dass Thamos heute nicht zur Andacht erschienen ist.«

»Das hätte ich beinahe vergessen.« Mit wenigen Handgriffen holte Gwin das Tuch mit dem gestohlenen Frühstück unter seiner Kutte hervor. »Eigentlich war das nicht für uns gedacht.«

»Nun gib schon her! Wenn Thamos zurück im Kloster ist, kann er sich wahrscheinlich schon am Festtagsbraten bedienen. Ich werde hier aber verhungern.« Fielon nahm das Bündel an sich und öffnete den Knoten. »Wenn wir erzählen, was uns widerfahren ist, glaubt uns das sicher niemand.« Fielon schob sich etwas Brot in den Mund.

»Es darf doch keiner wissen, dass ich hier war.«

»Was willst du denn machen? So tun, als sei nichts geschehen?«

»Weiß ich nicht, aber mir geht eine weitere Sache nicht aus dem Kopf«, antwortete Gwin. Er dachte über das Geschehene nach und bediente sich ebenfalls an den aus der Form geratenen Lebensmitteln. »Was es wohl mit diesem anderen Schüler auf sich hat? Ich habe nie zuvor von ihm gehört.«

»Der Alte hat mehr Geheimnisse als unser Hund Flöhe. So viel steht fest. Ich kann es kaum abwarten, wieder bei euch vorbeizukommen. Bis dahin musst du so viel wie möglich in Erfahrung bringen.«

»Ich bekomme deinetwegen noch mächtig Ärger«, erwiderte Gwin.

»Jetzt sei kein Frosch. Versprich es mir.« Fielon schlug ihm freundschaftlich gegen den Oberarm.

»Du hast leicht reden. Dir droht ja keine Strafe, wenn herauskommt, wo wir uns heute herumgetrieben haben.«

»Komm schon. Als ob dich das nicht interessiert.«

Gwins Lippen umspielte ein resigniertes Lächeln. »Also gut. Mir wird schon etwas einfallen«, sagte er und beschleunigte seine Schritte.

Bereits von Weitem hörten die Jungen das Gelächter der Feiernenden über die Mauern der Klosteranlage schallen. Sie huschten zurück durch die Pforte und liefen zum Refektorium. Gerade hatte Gwin das Gebäude betreten, da wurde sein Ohr von kräftigen Fingern gepackt und in qualvoller Manier in die Länge gezogen. Auch Fielon, dem es nicht besser erging, jaulte vor Schmerzen auf.

»Habe ich dich endlich gefunden. Und natürlich in Begleitung dieses Tunichtgutes«, keifte Bruder Tadeus.

»Tut mir leid«, stammelte Gwin und schaute auf das hochrote Gesicht des Mönches, das nichts Gutes verhieß.

»Mit *tut mir leid* kommt ihr mir nicht davon. Ich werde euch schon noch Verantwortung beibringen.« Kaum waren diese Worte verklungen, wurde Gwin zusammen mit Fielon auf schmerzliche Weise durch die Gänge des Klosters gezerrt.

Während Gwin sich in sein Schicksal fügte, zeterte Fielon wie ein Rohrspatz. »Lasst los. Das erzähle ich meinem Vater«, beschwerte er sich und zappelte wild herum.

»Dein Vater täte gut daran, dir Manieren zu lehren, du Strolch. Aber seid unbesorgt. Ich habe heute, weiß Gott, genug Arbeit, um zwei Streuner zu beschäftigen.«